

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Oldenburgische Blätter. 1817-1848  
6 (1822)**

19 (13.5.1822)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-775172](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-775172)

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup>. 19. Montag, den 13. May, 1822.

## Sendschreiben an Herrn \*

über Tischbeins Gemälde:

### Die Stärke des Mannes.

Tischbeins neuestes Gemälde ist angekommen. Ich freue mich, Ihnen das melden zu können, wie denn auch meine Freude, es zu sehen, groß war. Sie verlangen mein Urtheil darüber; allein das ist eine Forderung, welcher ich kein Genüge leisten kann. Urtheilen über ein solches Bild darf nur der Kunstkenner, welcher zugleich ein Mann von richtigem Gefühl und scharfem Verstand ist. Von der Kunst verstehe ich sehr wenig, weil ich nicht viel gesehen habe; mein Gefühl könnte mich irre leiten; und wenn der Verstand aufgefordert wird, zu sprechen, so begegnet es ihm wohl, daß er zu verständig seyn will, und wie eine überfein gespitzte Feder kriecht, anstatt gut zu schreiben. Von einer Beurtheilung des Ganzen sey hier also nicht die Rede. Genügender aber auf jeden Fall wird Ihnen auch die Mittheilung dessen seyn, was von andern einsichts-volleren Leuten über das Bild hin und her gesprochen wird; und dabei will

ich mit meiner bescheidenen Meynung über manches Einzelne denn auch nicht zu ängstlich hinter dem Berge halten.

Das kleine Oelgemälde, welches von Tischbein selbst die Stärke des Mannes betitelt wurde, haben Sie vor einigen Jahren gesehen. Ich weiß nicht, ob man dieses kleine Bild eine Skizze nennen darf; wenigstens ist es eine sehr ausgeführte Skizze. Auf dem großen Bilde sehen wir die vollendete Darstellung des nämlichen Gegenstandes. Die Idee ist Ihnen bekannt; der Eindruck aber bey mir, der ich so eben wieder von der Betrachtung des Bildes herkomme, ohne Zweifel lebhafter und auch von anderer Art; denn zwischen einem Bildchen von etwa zwey Fuß Länge auf einen Fuß Höhe, und einem Bilde, das die halbe Wand eines Saals bedeckt, ist doch ein gewaltiger Unterschied. Der Mensch kann sich nun einmal des Eindruckes, welchen eine große Masse geradezu auf



ihn macht, nicht immer erwehren, und soll es auch nicht immer.

Ich gehe zur Beschreibung des Bildes. — Zwey Reiter, der eine im reifen Mannesalter, der andre ein aufblühender Jüngling, kehren von der Jagd heim. Es sind aber keine Hasenjäger; zwischen sich schleifen sie einen todten Löwen nach Hause, und dem Jüngling hängt über die Schulter ein geschossener Adler. Hinterdrein folgt ein großer grauer Hund, etwa von dem Geschlecht, welches besonders im Schottischen Hochland unter dem Namen Bluthunde (sloughdogs) bekannt ist. Der Mann, eine Hercules-Gestalt, hat in der rechten Hand einen gewaltigen Speer. Schon die Art, wie er ihn trägt, deutet auf ungewöhnliche Kraft; denn er lehnt die Waffe nicht an die Schulter, noch stützt er sie nach Art unsrer Lanzenreiter mit dem Fuß, sondern er hält sie, die Spitze unterwärts, strack von sich weg. Dieser ist ganz unbekleidet. Das volle Licht fällt auf seinen breiten Rücken und auf die mächtigen Schultern. Sein knochenstarkes, etwas schweres Ross erinnert der Farbe nach an einen Schweißfuchs, obgleich ein gelehrter Pferdekennner ihm diesen Namen vielleicht nicht unbedingt zugestehen würde. Der Jüngling führt Bogen und Pfeil. Er ist mit einer Leopardenhaut halb bekleidet, und ein Tigerfell liegt auf seinem Pferde, einem leichten muntern Schimmel mit ungemein schönem, etwas kleinem Kopf. Daß der ernste Mann ganz

nackt, der blühende Jüngling aber mit buntem Fell auf eine kriegerische Art geschmückt ist, scheint mir in jeder Hinsicht ein guter Gedanke. Die Jugend pukt sich gern heraus. Der Jüngling treibt mit dem Schenkel sein Pferd an, um zu hören, was der Mann mit herumgewendetem Haupte zu ihm spricht. Die Landschaft zeigt uns in ein paar großen Zügen die letzte Absenkung eines Gebirgs gegen den Strand. Die Ferne ist offenes Meer; und auf dem Grunde eines dunkelbewölkten Himmels treten die bedeutenden Gestalten trefflich hervor.

Darf ich nun glauben, Ihnen hier mit das Ganze so deutlich geschildert zu haben, wie sich ein Bild denn eben beschreiben läßt: so mögte ich wahrlich hier schließen, und Sie bitten, selbst zu kommen und zu sehen, was, meiner Meinung nach, nicht beschrieben werden kann. Denn was hilft es, ein Langes und Breites von der Harmonie des Ganzen, von der meisterhaften Ausführung jedes Einzelnen zu reden? Kann man sagen, wie schön das Fell, die Mähne, der Kopf des Löwen gemalt ist; wie natürlich das Gefieder, die Klauen, der Schnabel des Adlers erscheinen? Wer sich auf Anatomie versteht, oder die plastische Herrlichkeit antiker Statuen recht gründlich zu würdigen weiß, der spricht mit Zufriedenheit von der Zeichnung dieser Heldengestalten; der Pferdekennner lobt den Knochenbau und die Bewegung der beyden schönen Thiere. Die verständige Anordnung, wie der Löwe fortgezogen

wird, indem er mit den zusammengeschnürten Hintertaken an's Pferd befestigt ist, so daß er in seiner ganzen Länge erscheint, der Leib etwas einfällt, der große Kopf herumgewendet zugleich schwer und doch ungezwungen auf der rechten nachschleppenden Vordertage ruht; ebenso, wie der abgeschossene rechte Flügel des Adlers so herunterhängt, daß er die Gestalt des Jünglings nicht verdeckt: das alles, nebst der großartigen Zusammenröndung dieser reichen und doch in edler Natürlichkeit einfachen Gruppe, und dem lebhaften Fortschreiten des ganzen Zuges, verdient und erhält allgemeine Anerkennung. Manches selbst, was beynah wie ein Tadel lautet, verwandelt sich, recht verstanden, in ein besonderes Lob. So machte Jemand, der ein Kunstwerk und ein Pferd mit gleich großer Einsicht zu beurtheilen weiß, seine Bemerkung über den kleinen Kopf des Schimmels mit den Worten: man sehe das Racemäßige darin.

Daß übrigens es bey einem so viel Gesehenen und häufig besprochenen Kunstwerk auch nicht ganz ohne Tadel abgehe, können Sie leicht denken. Wer die Sache versteht, der hat vielleicht dies und jenes auszusetzen. Das schadet aber nicht; denn der Einsichtsvolle und Verständige ist billig, und, was mehr ist, gerecht. Er weiß auch, was seyn muß, und was nicht seyn kann. — An Unverständigen jedoch fehlt es nun freylich in unserm Publicum so wenig, wie in irgend einer wohl organisirten Stadt. Diese Herren,

unter welchen die übersichtigen Halbwisser immer die schlimmsten sind, zu hören, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt. Da aber dergleichen Leute in keinem Dinge ein Ganzes zu sehen vermögen, und auch von den Einzelheiten nur sehr confuse Begriffe haben, so kommt es auf sie wenig an; denn ihr kleiner Tadel wird durch überlegenen Verstand bald aus dem Felde geschlagen, zumal da es hier der verständigen Leute doch ziemlich viele giebt.

Haben diese nun ihre Freude an dem wohl gelungenen Bilde, und daß wir es hier haben, gegen einander ausgesprochen, auch über das Technische, wie fern es in ihren Gesichtskreis gehört, sich verständigt: so nimmt das Gespräch nicht selten von der Ausführung des Bildes seine Wendung zu der Idee desselben, und da giebt es denn manches Für und Wider.

Früherhin bekanntlich nannte Tischbein das Bild: Die Stärke des Mannes; jetzt nennt er es: Das Vernunftbild. Was er unter dem einen und andern Namen versteht, erklärt sich wohl am besten durch des Künstlers eigenen Bericht von der Entstehung des Bildes. Der erste Gedanke dazu kam ihm, als er von Neapel nach Rom zurückgekehrt war.

„Kaum graute der Tag, so ging ich ins Freye. Hier sah ich einen Mann gegen mich heranreiten, der, weil es noch am Morgen früh war, mir im Nebel größer erschien, als er wirklich war. Er hatte ein braunes Schafszell um, und vor sich ein paar Läm-



„mer über's Pferd liegen, die an der Seite herunter hingen. Diese große dunkle Erscheinung auf einem schwarzen Pferde machte meine Phantasie rege. Ich überdachte im weiten Umfang, was der Mensch sey, und wie erhaben er über alle Geschöpfe herrsche. Er macht sie sich unterthan, nutzt sie zu seinem Gebrauch, holt sie aus den Forsten, von den Höhen, fängt sie auf den ausgebreiteten Ebenen; keines kann ihm entgehen; er eignet sich es zu ic.“

„Ich dachte, dies sey ein Gegenstand zum Malen; nur müsse er veredelt werden; denn Schafe, die am Pferde hängen, sind ein erbärmlicher Gegenstand. Und als ich im Zuhausegehn die Treppe hinaufstieg, fiel mir von Stufe zu Stufe ein, schönere Geschöpfe zusammen zu bringen: den Menschen, das Pferd, den Hund, den Löwen; und wie ich auf die höchste Stufe kam, fiel mir der Adler ein. Ich ging gleich dabey, und machte ein kleines Bild davon, vor ungefähr vierzig Jahren ic.“

Er entwickelt die Zusammenstellung weitläufiger; erzählt, wie er das Bild mehrmals ins Kleine, nun recht würdig ins Große gemalt habe, und schließt mit dem Satz:

„So zeigt das Bild, kurz wie in fünf Wörtern ausgesprochen, daß der Mensch durch die Gabe der Vernunft Herrscher über alle lebende Geschöpfe ist.“

Da haben Sie den Zusammenhang zwischen der Stärke des Mannes

und dem Vernunftbilde. Ich enthalte mich aller weiteren Bemerkungen.

Sie aber wollen nun, Ihrer bekannten Liebhaberey gemäß, über die Idee des Bildes mit mir ein wenig hin und her philosophiren. Darauf kann ich mich nicht gut einlassen; um Ihnen aber doch einigermaßen genug zu thun, will ich das Gespräch von ein paar Freunden herschreiben, so weit es mir im Gedächtniß geblieben ist. Sie kennen die Herren A. und B. als recht verständige, wohlwollende Männer. Beyde machen auf Kunstkenntniß und Wissenschaft in diesem Fach keinen Anspruch; das Geistige aber interessirt sie, wo sie es antreffen; und eben darum ward auch der Gedanke des Bildes zum Gegenstand ihres Gesprächs.

A. Nun, was sagen Sie zu dem Bilde?

B. Die Composition und Ausführung der Gruppe ist gewiß meisterhaft und musterhaft zu nennen; nur über den Gedanken, welcher hier vorgestellt wird, bin ich mit mir nicht einig.

A. Wie so? Das Bild spricht ihn ja ganz deutlich aus.

B. Das wohl; aber ein deutlich ausgesprochener Gedanke ist darum noch kein richtiger. Der Künstler nennt sein Bild die Stärke des Mannes oder das Vernunftbild. Letzteres soll nach der gegebenen Erklärung bedeuten: Die Herrschaft des Menschen durch seine Vernunft über alle Geschöpfe der Erde.

Daß diese Idee ziemlich ungetheilten Beyfall finde, ist nicht zu bezweifeln; denn sie schmeichelt der Eitelkeit des Menschen, der ja ohnehin den Titel eines Herrn der Schöpfung schon so lange angenommen und geführt hat, daß er sich von seinem besten Recht auf diese usurpirte Würde unbedenklich überzeugt hält.

A. Nicht mehr über ein Bild kann man sprechen, so mischen sich die verzweifelten Worte Usurpation und Legitimität ins Spiel. Nächstens wird die Constitution für die Thiere an die Reihe kommen, welche ihre Rechte bisher durch keine Repräsentanten aus ihrer Mitte vertheidigt gesehen haben. Dies aber bey Seite, so liegt das Recht, welches der Mensch geltend macht, in seinen Fähigkeiten. Ihren Vorwurf der Unmaßung beantwortet er mit einem Fingerzeig auf den todten Löwen und den erschossenen Adler.

B. Und behält auch Recht, weil er Sieger geblieben ist. Das geht so. Allein, auf welche Art ist er Sieger geblieben? Den Adler hat er beschlichen, und heimtückisch aus der Luft heruntersgeschossen mit einem Pfeil, zu welchem vielleicht derselbe Adler die ihm entfallenen Federn hergegeben hat. Ueber den Löwen sind sie ihrer fünf her gewesen; und wer weiß, ob sie ohne Pferde und Hund gestegt hätten?

A. Dahin geht ja eben der Sinn des Bildes. Mit seinem Körper allein, wie stark und schön er ist, kann der Mensch gegen die wenigsten Thiere, ja beynah gegen keines etwas ausrichten. Eine

Katze schon ist ihm überlegen. Sie kratzt ihm das Auge aus, und entflieht aufs nächste Dach. Da soll sie einer mit den bloßen Händen herunterholen. Den Hasen wird er im Lauf, den Fisch mit Schwimmen nicht erreichen; der schwächste Vogel spottet der unbewaffneten Menschenhand. Wenn Stier und Pferd zu ihren Kräften Vernunft hätten, was wolte der Mensch gegen sie? — Daß sie aber keine haben, das erhebt ihn, den Besitzer dieses göttlichsten Geschenke, zum Herrn der Thiere.

B. Darüber sind wir einig. Ich frage nur, ob es nicht Tadel verdiene, diesen Gedanken zum Gegenstand eines Bildes und eines solchen Bildes zu machen? Ob der Künstler sich nicht hüten soll, das verzogene anmaßliche Menschenkind durch solches Kitzeln seiner leidenschaftlichen Herrschsucht und Eitelkeit, hierin noch mehr zu bestärken? Beym Triumphzug über einen besiegten Feind drängt sich die Schadenfreude doch auch stets ins vorderste Glied. Hier sehen wir ein solches Schaugepränge. Wer von der hochgepriesenen Vortrefflichkeit des vornehmen Menschengeschlechts nicht in alle Weise überzeugt ist, dem kann der Gedanke wohl kommen, daß wahrlich mit Thieren es manchmal sich besser und auch vernünftiger lebt, als mit gewissen Menschen, die unserm Herrgott wenig Ehre machen. Da sind nun zwey edle prachtvolle Creaturen umgebracht. Fragen wir doch einmal, ob die stolzen Jäger in ihrer Art das werth sind, was diese in der ihrigen werth waren; und ob sie mit der hochmüthigen Vernunft

rigkeit die Lücke auszufüllen wissen, welche ihre Jagd in die Reihe der Geschöpfe gerissen hat.

A. Freund, Sie gerathen ja auf ganz hypochondrische Grillen. Die Vernunft des Menschen bleibt ja bey weitem nicht dabey stehen, nur Thiere zu überwinden. Im Kampft mit den Bestien steigt der Mensch doch eigentlich nicht höher als zum Rang einer vernünftigen Bestie, *sit venia verbo*. Allein hier auf dem Bilde selbst, nur halb verloren, sehen wir seine größere Macht, seine geistigere, angedeutet. Erinneret jenes kleine segelnde Schiff uns nicht daran, wie er sogar die Elemente zur Dienstbarkeit zu zwingen weiß? Ist er nicht mit seinem Geist bis zu den Planeten vorgedrungen, und berechnet ihr Kommen und Gehen mit größerer Sicherheit, als den Flug des Pfeiles, den seine Hand fortschnellt? — Uebrigens ist mir es lieb, daß Sie die Rolle eines Advocaten der Thiere übernehmen. Jedem sein Recht. Und da nun die Debatte eröffnet ist, so wollen wir den Satz durchfechten. Ich gehöre nicht zu den unbedingten Lobrednern des Menschengeschlechts; die Stufe indessen, auf welche der Schöpfer es gestellt haben will, scheint doch ziemlich fest zu ruhen, und gegen den Angriff aus dem Thierreich sicher zu seyn.

Sie nennen den Adler und den Löwen zwey edle Creaturen. Ob nicht in dieser Ansicht ein verführerischer Irrthum lauert? — Wir haben uns von Alters her so allerhand poetisch seyn sollende, schiefe, verzerrte Bilder und Begriffe zurecht

gemacht, von denen wir uns doch nothwendig lossagen müssen, wo es auf eine Untersuchung in ernsthafter, schlichter Prosa ankommt. Uns Menschen ist leider — die Geschichte aller Zeiten, die Erfahrung jedes Tags giebt die Belege — ein solches Talent für Unterthänigkeit und Dienstbarkeit geworden, daß wir den Gedanken der Freyheit selbst bey den Thieren nicht ertragen können. Unse kleinen, bedürftigen, armseligen Staats-Einrichtungen übertragen wir in Gottes weite, freye, unübersehbar vollkommene Schöpfung. Nach unsern einseitigen Vorstellungen von Ordnung und Leitung, von oben und unten, organisiren wir das Reich der Thiere, und ernennen schlangweg den Löwen zum König der Vierfüßigen, den Adler zum Beherrscher des Flügelvolls. Das mag sich hie und da recht gut ausnehmen, und ist besonders für poetische und heraldische Fictionen ein geschmeidiger, sehr bequemer Stoff. Aber betrachten wir doch den erdichteten Adel dieser Bestien in der Nähe und ohne Verschönerungsglas. Vom Löwen allerdings erzählt man Züge, welche großmüthig aussehn, und verleiten könnten, ihm ein Gemüth einzuräumen. Was daran aber das Wahre, was hinzugesabelt, wieviel auf Rechnung seines befriedigten Magens, oder auf seinen naturwidrigen Zustand hinter dem Eisengitter zu schreiben sey, das müssen wir in den meisten Fällen wohl dahingestellt seyn lassen. Und sind wirklich auffallende Thatsachen wahrhaft vorhanden, so haben wir doch an ihnen nur eben so viel Abweichungen von der Regel, nach welcher der Löwe

seiner Bestimmung gemäß ein blütigertig gefräßiges, unbändig wildes Raubthier ist, und gar nichts anders seyn soll. Wozu das empfindsame Gerede von seiner Höheit und Großmuth? Der Schöpfer hat ihn zum Löwen gemacht und nicht zu einem Theaterhelden. Wer ihn mit Sanftmuth und zierlichen Manieren ausstaffirt, der verdirbt wenigstens den Charakter des Löwen, und folglich sein ganzes Wesen. Betrachten Sie ihn, wenn er frißt, und ihm das Blut am Rachen heruntertriefet; stellen Sie ihn sich vor, wie er bey Nacht in eine Viehhürde einbricht und würgt; oder versehen Sie sich mit Ihren Gedanken in seine Höhle voll abgenagter Knochen, Thierschädel, Unrath und Geruch zum Umsinken.

Sehen Sie den Adler, wenn er kreischend auf seinen Raub stößt, wenn er das fromme Lamm aus der Heerde, die muntere Gemise von der höchsten einsamsten Felsenwand wegholt; schauen Sie die Ueberbleibsel seiner Mahlzeiten um sein Nest her an, und vergessen Sie den Bibelspruch nicht: Wo ein Nas ist, da versammeln sich die Adler. Der Beweis dafür, daß der vornehme Adler, so gut wie der Geyer, im Nothfall vom Nas zehet, ergiebt sich daraus, daß man ihn zuweilen, von solchem Köder angezogen, im Fuchs-Eisen fängt.\*)

Das alles läßt diese beyden schönen Thiere weder besonders liebenswürdig noch edel erscheinen. Wenn der Mensch befugt und verpflichtet ist, sich gegen jedes

drohende oder über ihn hereinbrechende Unrecht mit allen Leibes- und Seelenkräften zu wehren; wenn sein besseres Gefühl sich gegen Tyranny und Hudeley empört; wenn selbst die besonnene Gesetzgebung der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Thätlichkeit gestatten will, doch im letzten Fall der Noth Gewalt mit Gewalt abtreiben läßt, und niemanden befiehlt, gegen einen meuchlerischen Anfall demüthig still zu halten: warum sollte man denn vor einem vierbeinigen oder geflügelten Räuber den Respekt und die Hochachtung haben, welche doch in der Regel dem zweybeinigen verweigert wird, der noch dazu unsres Gleichen ist? — Sehen Sie die beyden Jäger einmal nicht als müßige Liebhaber des Waidwerks an, sondern denken Sie, daß der Löwe den besten Stier der Heerde, vieleicht den Hirten-Jungen obendrein, zerrissen, daß der Adler dem schönsten Mädchen des Thals sein Lieblings-Neh durch die Luft entführt und es zerfleischt habe. Da machen Mann und Jüngling sich im Zorn mit Ros und Hund und Waffen auf, hinter die Räuber her, schlagen und schießen sie todt, und ziehen als Sieger nach Hause. Die Heerde weidet nun ruhig, die Thränen der Jungfrau sind wenigstens nicht ungerächet geblieben. Wie steht der Fall jetzt? — Der Schwächere ist in seiner guten Sache der Stärkere geworden, und hat sich einen übermüthigen Tyrannen vom Halse geschafft. Hier ist weder unrühmliche Schadensfreude, noch Unmaßung oder Herrsch-

\*) Lohr's Naturgeschichte B. 2. S. 38.

begier; sondern der Sieg gilt der Vernunft, dem Recht und der Freyheit.

B. Allerdings läßt sich das Bild auch von dieser Seite betrachten, wodurch aber meine Ansicht nicht ausgeschlossen wird. Und für die letztere habe ich doch immer anzuführen, daß der Löwe als der Besiegte unsre Theilnahme in Anspruch nimmt. Mir kommt er vor, wie der unterliegende Held einer Tragödie, welcher auch kein Tugendspiegel zu seyn braucht, um unfres rein menschlichen Schmerzgeföhls über seinen Fall nur desto gewisser zu werden. Das Interesse würde mehr getheilt, es würde auch höher gespannt seyn, wenn der Künstler, anstatt der Heimkehr von der Jagd, das Abenteuer des Löwenkampfes selbst dargestellt hätte. Allenthalben wo der Ausgang noch unentschieden schwankt, belebt sich der Antheil durch Furcht und Hoffnung. Hier ist die Sache aus; der Todtschlag ist geschehen, und nun geht es aus Fell: Abziehen.

A. Aber nicht den Kampf, sondern den vollkommenen erkämpften Sieg wollte der Künstler schildern. Ein Bild kann ja doch nicht zugleich ein andres, eins kann nicht alles seyn.

B. In jenem Falle hätten wir zum wenigsten an dem Bilde ein in sich abgeschlossenes Ganzes gehabt, anstatt daß hier über dem Bilde noch die kluge Allegorie von der Menschenvernunft hervorguckt, und unsre warme Freude und Bewunderung schnell abkältet, indem sie

mit pffißigem Gesichte fragt: Wißt Ihr denn auch, was Ihr sehet?

A. Von dem Pfade lassen Sie uns ja wegbleiben. Man könnte hier freylich eine erstaunliche Belesenheit an den Tag legen, und was sich in den Schriften unsrer besten Köpfe Gründliches und Scharfsinniges über die Allegorie gesagt findet, als ein aufgewärmtes Essen wieder zum Vorschein bringen. Die gelehrten Citate und die Anwendung der allgemeinen Regeln auf den vorliegenden Fall würden sich ohne Zweifel sehr schön ausnehmen; aber wem es um Belehrung hierüber zu thun ist, der findet sie in Lessings Laokoon und in Winkelmanns Versuch über die Allegorie bey einander weit besser, als in einzelnen daraus nachgebeteten Phrasen, die noch dazu nicht allemal verstanden seyn mögten. Hier haben wir ein Bild von zwey Männern, die einen Löwen und einen Adler erlegt haben. Betrachte es ein Jeder, lege sich es aus, so gut er kann, und freue sich, daß es ein schönes und bedeutendes Kunstwerk mehr giebt. Punctum!

Das Bild redet. Unser Urtheil und Meynen thut nichts dazu, noch davon; und was der Künstler noch weiter dabey gedacht haben möge, das geht uns gar nichts an; denn jeder von uns denkt wieder für sich etwas anders dabey, — und das ist auch gut.

Oldenburg, den 28. März, 1822.

St.